

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

(33. Fortsetzung.)

„Draußen, am Wall von Sevilla . . .“

(Nachdruck verboten.)

Roman von Erica Grue-Böcher.

Überhaupt war das Interesse, das die Zuschauer der Menagerie entgegenbrachten, ganz außerordentlich groß. Anknüpfend an die Äußerung von Señorita Benito vorhin, die in ihrer Naivität Eisbären für eine große Sorte von Affen hielt, meinte er endlich aus seinen Gedanken heraus —: „Das spanische Volk ist absolut nicht dumm! Wenn man wenigstens nur sagte —: Die Bildung der spanischen Frau ist nicht mit der Zeit fortgeschritten — sie hat ja gar keine Interessen. Sie liest nie oder nur sehr wenig — aber daran ist ja schließlich das ganze alte System schuld. Die spanische Frau ist aber nicht weniger als auf den Kopf gefallen. Nur fehlt ihr das eigne, selbständige, zielbewusste Wollen, das sich höchstens, und auch da selten, in der Liebe äußert — wie der kürzlich erlebte Fall — und es fehlt ihr vor allem die feste Schulung von Jugend auf! Dabei bieten die Gesetzgebung und die sonstigen Verhältnisse in Spanien Gelegenheit, alles lernen, alles werden, studieren zu können — einfach alles! Aber diejenigen, die diese Möglichkeiten ausnützen, verschwinden als Ausnahmen. Überall und vor allem im Hause regiert uralte Überlieferung — immer die Eintönigkeit der spanischen Küche, von Mutter auf Töchter vererbend, dieses gedankenlose Hindämmern, alles im Hause beim Altgewohnten zu lassen — verweichlichend und verwöhnend auch in der Kindererziehung! Die jungen Mädchen werden ja zu nichts erzogen und an nichts gewöhnt.“

Im langsamen Weitergehen verbreitete der Gelehrte sich dann noch weiter über seine Studien, seine Beurteilung der Zustände des Landes nach jeder Richtung hin begründend, immer zurückgreifend auf den Grundgedanken —: nur durch die geistige Erweckung und Erhebung der Frauen kann ein Volk groß und stark werden; in ihren Händen, denen Werden und Gedeihen der Kinder anvertraut sind und jeder Fortschritt in der häuslichen Lebensführung, in ihren Seelen liegen alle Kräfte, die Völker zu höchstem Aufstieg zu führen.

Gefesselt lauschte die Frau an der Seite des seltenen Mannes, der den Frauen aller Länder ein so reiches Arbeitsfeld zuwies. Sicherlich war er sehr glücklich verheiratet!?

Aber sie irrte. Trotz des Halbdunkels, das hier an der etwas entlegeneren Stelle um sie lag, sah sie, wie etwas in ihm arbeitete.

„Ich war verheiratet,“ sagte er endlich leise. Sehr glücklich. Ja, sehr glücklich! Aber die Zeitumstände haben mir meine Frau genommen . . .

„Ich habe ein großes Unglück erlebt. Jetzt bereise ich seit einem Jahre Spanien. Und ich fühle, wie es mir langsam, aber vielleicht desto sicherer, zum Gesundbrunnen wird. Spanien ist für einen, der seine reiche Geschichte und Vergangenheit kennt, ein wahres Museum!“

Dann glitt das Gespräch auf Sevilla und seine Sehenswürdigkeiten über. Er fragte, ob sie dieses und jenes in der Stadt schon besichtigt habe: nicht nur die wundervolle Kathedrale und das maurische Königs-

schloß des Alcazars, sondern auch Sachen, die nicht am großen Heerstrom des Interesses der Durchreisenden liegen: das alte Handelshaus, in dem die wertvollsten Handschriften und Dokumente von Amerigo Vespucci, Pizarro und den anderen aufbewahrt sind und von der Entdeckung und Eroberung Amerikas, der Philippinen und der anderen Errungenschaften Kunde —?

Da stellte es sich heraus, daß Heilwiga von all dem Interessanten und Wertvollen bis jetzt fast noch nichts gesehen. Es kam ihr zum Bewußtsein, in welcher hohler Oberflächlichkeit sie hier in diesem Lande dahingelebt hatte, und wie das starke Bewunderungsgefühl, das Perez hier in der einstigen Heimatstadt ihrer Mutter immer wieder betonte, nur am Oberflächlichen haftete. am Sinngefälligen, am Reiz äußerer Sitte und Tracht und lebender Gebräuche. Aber für die reiche Vergangenheit gerade dieser Stadt —?

„Wenn ich Sie ab und zu führen dürfte, gnädige Frau?“ Ich kann mir denken, daß ihr Tageslauf Sie nicht auf die Dauer zu befriedigen oder Sie innerlich auszufüllen vermag.“

Er griff in seine Brusttasche und entnahm ihr seine Besuchskarte. Sie las: „Professor Dr. Altmüller.“ Weiter verriet die Karte nichts. Keinen Ort als Wohnsitz. Vielleicht erriet er ihre stumme Frage —?

„Vielleicht fragen Sie: woher? Ich kann einzig sagen: Aus Deutschland. Aber ohne festen Wohnsitz. Und nach einer Weile setzte er schweratmend hinzu: „Ein Heimatloser —!“ —

Osterrode spähte vom Mittelgang aus zur Rechten in die Gruppe der Wagen, vor der jetzt die hellen Gestalten der Artisten auf und ab gingen. Einige hatten sich, um sich nach den körperlichen Anstrengungen langsam abzukühlen, zum Schutz gegen die aufsteigende Nachtkühle, einen weißen glatten Mantel umgehängt, der ihre Figur fast ganz verhüllte. Die meisten gingen zu zweien in der Unterhaltung. Dieser und jener schlüpfte bereits in die Garderoben, um sich wieder umzukleiden. Auch derjenige, den Osterrode vorhin schon ins Auge gefaßt hatte, ging jetzt dicht an ihm vorüber.

Osterrode sah, daß er diesen Augenblick nützen mußte. „Winkler!“ rief er halblaut. Man stand hier gerade in der Mitte, zwischen dem Zirkuszelt selbst, das während der Pause fast leer dalag, und den Menageriekäfigen, vor denen sich die Zuschauer drängten. So vernahm der Artist den Anruf.

Sofort blieb er stehen. Aber nicht fragend, als ob er aufs geratewohl einem Rufe standhielte, sondern mit der Haltung: seinen Namen gehört zu haben. Er machte eine Wendung zu Osterrode, so daß ihm der grelle Schein der Bogenlampe voll auf die Züge fiel.

„Winkler! Sind Sie es wirklich?“ Der Artist stuchte nochmals. Er forschte dem fremden Herrn im Gesicht. Vielleicht aber ging er auch nach dem Klang der Stimme.

„Herr Hauptmann — —?“ Sein Staunen war

fassungslos. „Herr Hauptmann v. Osterreich —? Sind es der Herr Hauptmann wirklich — hier unten — ganz unten in Spanien — in Sevilla?“

„Also Sie sind es doch, Winkler! Wie kommen Sie hierher, mit dem deutschen Zirkus Hagenbeck —?“ Er streckte dem jungen Manne, der vielleicht den Dreißigern zuzählt, die Hand entgegen. Der andere ergriff sie, aber seine Haltung wurde plötzlich und unbewußt wieder aufrechter, militärischer. Osterreich überflog sein Gesicht. Es war immer noch derselbe: der gerade, schlichte Kerl, sehnig, schlank, elastisch, wettergebräunt, mittelgroß, das weizenblonde Haar noch immer im Scheitel ziemlich lang zur Seite gekämmt.

„Wie ich zum Zirkus Hagenbeck komme, Herr Hauptmann —? Ach — aus sehr verschiedenen Gründen! Erstens hat mich der ganze Zimm in Deutschland ganz gehörig angewidert. Mehr noch als alle Nahrungsorgen diese Jagd nach dem Stand des Dollars und die Wichtigkeit der verfluchten ausländischen Währung überhaupt. Und dann alle anderen Umstände! Gott, was sind das heute für Zustände und Verhältnisse in Deutschland! Jemand, der den Krieg vom ersten Mobilmachungstage an mitgemacht hat wie ich, der kann so was auf die Dauer nicht mehr ohne geballte Faust mit ansehen, Herr Hauptmann! Der möchte entweder mit der Faust mal dazwischen schlagen oder er kehrt der ganzen Sache den Rücken, bis — bis — ja, gottlob werden doch auch mal wieder andere Zeiten kommen!“

Osterreich sah erfreut auf ihn nieder. War diese deutsche Kernhaftigkeit mal wohlthuend zwischen all den hiesigen Herrn Südspaniern, die in dem Alter, in dem Winkler stand, nichts kannten und für kaum etwas Sinn hatten als für den Kultus der Frau!

„Da hörte ich, daß unser Hamburger Zirkus Hagenbeck eine Reise nach Spanien machen wolle,“ rief Winkler fort, „und ich dachte: es ist ein deutsches Unternehmen! Dem kann man sich in der Fremde anvertrauen! Ich habe es nicht zu bereuen gehabt, Herr Hauptmann! Ich fand gute Kollegen zum Zusammenarbeiten, guten Verdienst! Freilich ist dieses ständige Umherwandern oft ermüdend und anstrengend. Aber man lernt neues Land und auch Leute kennen. Und ich sage mir, Herr Hauptmann —: ewig bleibt's in Deutschland auch nicht so ekelhaft wie jetzt, Herr Hauptmann!“

Osterreich streckte ihm wortlos die Rechte hin. Der junge Athlet schlug ein. Sekundenlang sahen sie einander in die Augen.

Winkler stand gleich darauf wieder in strammer Haltung vor Osterreich. Aber seine Gesichtszüge hatten sich verändert. Sein Herz schlug dem andern entgegen, der ihm immer ein guter und fürsorglicher Vorgesetzter gewesen war. Es wurde ihm sichtlich schwer, ihm jetzt etwas sagen zu müssen, was den Herrn Hauptmann verletzen würde.

„Herr Hauptmann, wollen Herr Hauptmann mir eine Frage erlauben —? Ich bin an einer Varietébühne — die Stadt kann ich Ihnen nachher nennen — mit einer Kollegin zusammengetroffen, die — die — ja — Ihren Namen trug! Sie war nicht eigentlich meine Kollegin, denn sie trat in einer anderen Nummer auf. Aber zur selben Engagementszeit wie ich und an der gleichen Bühne.“

Er verlangsamte die Worte, da er eine ungeheure Veränderung in den Zügen von Osterreich sah. Aber gerade deswegen mußte er ja jetzt weiter sprechen!

„Mir fiel natürlich der Name gleich auf. Weil ich an Sie dachte, Herr Hauptmann! Und ich machte mich unauffällig mit Fragen an sie heran und suchte zu erfahren, wieso eine Tänzerin im Varieté Ihren Namen —“

Er hielt abermals inne. Osterreich aber sagte jetzt mit einer heiseren Stimme: Bitte, sprechen Sie weiter! Erzählen Sie mir vollkommen alles. Sie erweisen mir einen großen Dienst dadurch!“

(Fortsetzung folgt.)

Ich bin ein Spießer!!

Von Wilhelm Vichtenberg.

Gestern hat mir's der seit dreißig Jahren zu den schönsten Hoffnungen des deutschen Schrifttums berechtigende Dichter aus dem Café Herrenhof, Wien 1, Herrengasse, voll Verachtung an den Kopf geschleudert: „Sie sind ein Spießer!“ — Und das kam dabei, weil ich ganz gegen den Brauch der Gäste im Literaturcafé den Ober heranrief und meinen Mokka bezahlte.

Ein Zweifel ist also gar nicht mehr möglich. Die Ansicht der dreißigjährigen Hoffnung deutschen Schrifttums ist in seinen Kreisen inappellabel. Also steht es fest: Ich bin ein Spießer!

Was das eigentlich ist: Ein Spießer? . . .

Ja, du lieber Gott, ganz genau wissen es die Besucher des Café Herrenhof wohl nicht zu definieren; nicht einmal jene des „Romanischen Cafés“ in Berlin. Auch von mir würde man zu viel verlangen, sollte ich sagen, was man unter einem „Spießer“ verstehe. Nur eines weiß ich aus empirischer Erfahrung, daß also jeder Mensch ein Spießer ist, der seinen Mokka nicht schuldig bleibt. — Also wenigstens etwas.

Gehen wir aber ein paar Schritte weiter. Es ist natürlich irria anzunehmen, der Dichter bliebe seinen Kaffee schuldig, weil das so seiner Weltanschauung entspricht. Die Begleichung oder Nichtbegleichung einer Kaffeehauszede hat bestimmt keine kosmischen Hintergründe. Sicher ist, daß der gute Mann „augenblicklich nicht in der Lage ist . . .“ Weil ich aber zufällig „in der Lage bin“, heißt man mich also einen Spießer.

Aha! Ich hab's. — Das mit dem bezahlten Mokka war nur ein Gleichnis, ein Paradiplom für taugend parallele Fälle. Vielleicht kann man es irgendwie zusammenfassen: Wenn man das tut, was in der Bibel, dem Bürgerlichen Gesetzbuch, in der Soziologie und in den verschiedenartigsten Hausordnungen steht — ist man ein Spießer. . . . Aha!!

Mich hat es nämlich immer schon gewundert, daß mich der Mann, dem der unbestreitbare Ruhm anhaftet, der ungewaschene Mensch dieser Stadt zu sein, so verachtungsvoll mißt und meinen ehrfurchtsvollen Grub nicht mehr erwidert. Ich war schon geneigt, ihm böse zu sein. Aber nein — jetzt steht er rein vor mir da! (das heißt: metaphorisch: kontret bleibt er der ungewaschene Mensch dieser Stadt!) Es ist klar: Er sieht, daß ich gewaschene Hände habe und denkt in grenzenloser Verachtung: „Spießer!“

Und dieses Schicksal erleide ich immer wieder!

Ich schlafe zum Beispiel des Nachts und arbeite am Tag. Warum ich das eigentlich so halte, weiß ich nicht! Wahrscheinlich, weil ich es immer so gehalten habe. Denn meine Kindheit habe ich doch nicht im Literaturcafé verbracht. Nun gibt es dort eine erkleckliche Anzahl von Künstlern, die bei Tag schlafen und bei Nacht nichts arbeiten. Ich dachte mir bisher, das könne jeder halten, wie es ihm beliebt. Falsch. Wer bei Nacht schläft, ist ein Spießer. Ich bin ein Spießer.

Man denke aber ja nicht, daß es ausschließlich Künstler sind, die mich zum Spießer stampeln. Gewöhnlich sind es nämlich die Spießer selbst, die den anderen für einen Spießer erklären.

Wie das möglich ist? Ganz einfach: Wenn nämlich der Spießer etwas anstellt, was der andere zufällig nicht begangen hat und man hält ihm keinen Unfug, zugleich mit dem Hinweis auf jenen anderen vor, schürt er die Lippen, zuckt die Achseln und sagt verächtlich: „Ach Gott — dieser Spießer!“

Nehmen wir also an, der Herr Soundio hätte seine Frau betrogen. Dem Herrn Derunder kann man nichts nachweisen. Für solche Fälle ist eben der Begriff „Spießer“ erfunden. Das macht sich herrlich, gibt dem Missetäter einen Zug von Größe und soll nicht etwa den Grund angeben, warum man selbst etwas angestellt hat, sondern die Erklärung, warum es der Spießer nicht zuwege brachte. . . .

Zuerst hatte ich vor, etwas Generisches gegen meine Verspießtheit zu unternehmen. Ich kam aber bald dahinter, daß es mir doch nichts nützen würde und daß ich deshalb gut daran täte, es zu unterlassen! Selbst wenn es mir gelänge, den Mokka schuldig zu bleiben, meinen Seitenverbrauch einzuschränken und mich auf Seitenbräunen erwideln zu lassen — es gibt noch taugend Gebiete, auf welchen ich unfehlbar als Spießer entlarvt würde!

Ach Gott, nur in meinem allernächsten Bekanntenkreis: der Graphiker hat bereits die vierte Frau. Ich Spießer hatte noch bei der ersten. . . . Der Romantiker ist allabendlich betrunken. Ich nur einmal in vier Wochen. . . . Der Satiriker schwärmt für die bolschewistische Monarchie. Ich tenne mich in Politik überhaupt nicht aus. . . . Der Neulleonist schwört auf metaphysische Zusammenhänge im Weltall. Ich habe mir noch nie aus dem Kaffeesud weisungen lassen. . . . Von allen Seiten schallt es mir deshalb entgegen: „Spießer! Spießer! Spießer!“

Man glaubt gar nicht, wie schwer es der Mensch hat, kein Spießer, sondern — sagen wir — ein Bohemien zu sein! Mir gelangt's halt nicht. Ich bleibe ein Spießer. Entschliche ich mich schon zum schmuckigen Demdtrauen, kreditiert mir der Kellner den Mokka nicht; begeißtete ich mich für die bolschewistische Monarchie, will meine Frau

nicht in die Scheidung willigen; lass ich mich nichts nicht schlafen, geben mir die metaphysischen Zusammenhänge tustich.
Nein, nein, nein — ich bleibe in Gottesnamen ein Spießer. Schließlich hat das auch was Schönes! — Man ist immer hübsch ausgeschlafen, wird im Kaffeehaus anständig bedient, und muß sich nicht in jedem Quartal an eine neue Frau gewöhnen.
Ich bleibe ein Spießer!!

An der böhmischen Grenz . . .

Von Fritz Müller (Partienkirchen).

Unser neuer Deutschlehrer war aus Preußen. Er war für Reformen. Er blättert im Klassenbuch: „Wie hieß euer letztes Thema?“

„Beharrlichkeit führt zum Ziel.“ sagte die Klasse.

„Schön, und vorher?“

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht.“

„Im, und noch früher?“

„Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden.“

„Na ja, das übliche — damit hat's bei mir ein Ende.“

„Ein Ende?“ dachten wir.

„Also überhaupt kein Deutsch mehr, burra!“ flüsternte mein Nachbar links, der diese Schwegerl.

„Oder Turnen anstatt Deutsch, famos!“ mein Nachbar rechts, der lange Göh.

„Im, oder Rechnen, viui Deiffi.“ sagte ich.

„Abzigras, wie kommt es, daß ihr euch immer soch na, sagen wir klassische Themen ausgelacht habt?“

„Wir? auselucht? klassisch? — jetzt der ist klassisch.“ dachten wir.

„Warum also, Schwegerl, habt ihr „das Leben ist der Güter höchstes nicht“ angenommen?“

„Weil — weil's von Schiller ist.“

„Der Neue lächelte höflich: „So, deshalb? und warum „Beharrlichkeit führt zum Ziel“, Göh?“

„Weil — weil's nicht von Schiller ist.“

„Soll das ein Wit sein, he?“

„Nein, ein Sprichwort.“

Der Neue lachte: „Und warum habt ihr Rom nicht in einem Tage erbaut, Müller?“

„Weil das schon seit fünfzehn Jahren in der Klasse drankomm.“ sagte ich. Ich wußte das von meinem großen Bruder.

„Na, dann wäre es ja hohe Zeit, es wehte einmal ein anderer Wind bei euch in Bayern.“ sagte der Neue. „Frei muß der deutliche Aufsatz sein, bei uns in Preußen wählt die Klasse jeweils selbst das Thema.“

Wir staunten.

„Das sollt ihr euch von jetzt ab, wollt ihr?“

Wir waren baff.

„Kammer, die sich ihre Weide selber wählen, geben die beste Wolle. — Welches Thema schlägt ihr also für den nächsten Aufsatz vor?“

Schweigen in der Klasse. Wenn eine Hürde plötzlich fällt, steht das Lamm verwirrt.

„Nun, Schwegerl, Thema, Thema?“ ermunterte der Neue.

Schwegerl schwieg.

„Jrgend etwas, Schwegerl, du hast volle Freiheit.“

„Langgehegte Kammer, plötzlich freiaugeben, vfflesen in den Stall zurückzuführen.“

„Morgenstund hat Gold im Mund.“ sagte Schwegerl.

„Das hatten wir im letzten Jahr.“ sagte ich.

„Es muß kein Sprichwort sein. Auch Gedichte sind mit recht.“

„Na, Göh?“

„Es — es braucht ein Ruf wie Donnerhall.“

„Nicht übel. Aber offiziell, Sonderbar, ich dachte ihr in Bayern wäret darin Preußen über. Auf den Bergen wohnt die Freiheit. Man kann aus allem einen guten Aufsatz machen. Wenn's nur echt ist — Müller, ich seh' dir's an, du weißt was Ehlers.“

„Ich habe einmal auf einer Alm — aber ich weiß nicht, ob es paßt.“

„Nur heraus damit. Almen sind echt.“

„Und — weil es Dialekt ist.“

„Auch aus einem Dialektwort kann man hochdeutsch einen Aufsatz machen — also los, mein Lieber.“

„Und — und — und weil man's eigentlich singen müßte.“

„Also sing es, Müller.“

An der böhmischen Grenz hat's ein Fuhrmann verwaacht, Grad recht is eahm aelcheban, für was fahrt er so staad.

Die Klasse hielt den Atem an: Wird's ein Donnerwetter geben oder ein Gelächter.

Keins von beiden. Der Neue schien zwar etwas überrascht, bezwang sich aber. „Gut.“ sagte er lachlich. „das freie Aufsatzthema also hätten wir — willst du's nochmals wiederholen, Müller.“

An der böhmischen Grenz hat's ein Fuhrmann verwaacht, Grad recht is eahm aelcheban, für wa fahrt er so staad.

Der Neue hatte angezogen aufgewacht. An seiner Brille rüfte er nervös: „Nun, ich muß sagen, ganz so einfach ist das Thema nicht. Inbes, wir wollen ihm zu Leibe rücken. Also wiederhole nochmal, Müller.“

Ich begann zum drittenmal zu singen: „An der böhmischen Grenz . . .“

„Halt, Müller, also Ort der Handlung: Böhmisches Grenz.“

Die böhmische Grenz ist lang, Reimt einmal den Affas, Zela mir die böhmische Grenz, Schwegerl.“

Schwegerl fuhr die böhmische Grenz mit dem Finger entlang. „Halt, nicht so schnell, Schwegerl. Im, ja, wieviele Kilometer glaubst du, Schwegerl, daß die ganze böhmische Grenz — wie langt du, das gehört in die Geographiestunde — ei, münden nicht im deutschen Aufsatz alle Stunden — und an welchem Punkt der Grenz, meinst du, Schwegerl, daß sich das Ereignis zugetragen haben könnte?“

Schwegerl wußte es nicht. Göh wußte es auch nicht. „Im.“ sagte der Neue erleichtert. „dann müssen wir managels genügender Tatsächlichkeiten auf dieses Aufsatzthema wohl verach —“

„In Eilenstein.“ fiel ich ein.

„Woher weißt du das?“ runzelte mich der Neue an.

„Ja, ich habe einen Vetter.“ loa ich. „der ist dort an Hause.“

„Schön, dann können wir zur Handlung selber übergehen. Was also langt du, habe sich dort zugetragen, Müller?“

„Hat's ein Fuhrmann verwaacht.“ lang ich.

„Fuhrmann, gut.“ sagte der Neue in der Länge und schaute auf die Uhr. „nun, was für einen Fuhrmann? Was hat er gefahren? Das scheint ihr nicht zu wissen? Dann werden wir, io reizvoll dieses Thema wäre, wohl darauf ver —“

„Alois Kreuzvointner hieß er, und fünfeinhalb Stier Fichtenholz hatte er geladen.“ sagte ich rasch.

Der Neue schaute mich misstrauisch an: „Woher —?“

„Mein Vetter —“

„Schon gut.“ sagte er misvergnügt. „wir kämen also zum Ereignis selber: Was passierte diesem Fuhrmann?“

„Hat's ein Fuhrmann verwaacht.“

„Hochdeutsch, bitte ich mir aus.“

„Hat es einen Fuhrmann verweht.“

„Gut, nun kommt's drauf an: womit?“

„Mit Schnee.“ sagte ich unerbittlich.

„Und wenn's nun Sand gewesen wäre?“ stemmte sich der Neue.

„Ausgeschlossen, am einundwanstafsten Dezember hieb-sehnhundert —“

„Woher weißt du —“

„Mein Vetter, Herr Professor —“

„Schön, schneeverweht also, Nun frant es sich, mit welchem Ausgang, tödlich oder —“

„Tödlich, Herr Professor.“ sagte ich bestimmt. „weil es heißt: Ganz recht is eahm aelcheban.“

„Hochdeutsch, Junge, hochdeutsch.“

„Es ist ihm ganz recht aelcheban.“

„Für was fahrt er so staad.“

„Wie oft soll ich dir noch sagen —“

„Warum ist er so staad gefahren —“

„Was heißt staad gefahren?“

„Rad.“

„Was heißt rad?“

„Roamia, Herr Professor, Janaweisia.“

„Mit anderen Worten, der Dichter dieses Volksliedes glaubt die Berechtigung einer Schneeverwehung mit tödlichem Ausgang moralisch verantworten zu können mit der Art der beruflichen Fortbewegung, die er als eine von mäktiger Eile befugelte bezeichnen zu müssen vermeint — was willst du, Göh?“

„Zwölfe is's.“

„Das tut nichts zur Sache.“

„Und der Schwegerl scharrt.“

„Wie kommt der Mensch dazu!“

Göh beugte sich zu mir herüber: „In unserer Klasse hat's den Schwegerl verwaacht — ganz recht is eahm aelcheban, für was fahrt er so staad.“

„Müller, was hat dein Nachbar zu dir gesagt?“

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht.“

„Sondern?“ sagte der Professor absehlent.

„Der freie deutliche Aufsatz.“

Der Professor sah mich durchdringend an: „Müller, das ist eine Frechheit! Und zur Strafe dafür siehst du hiermit die Erlaubnis zu einem freien Aufsatz zurück und bestimme das Thema — das Thema —“

In diesem Augenblick wachte der Schwegerl auf. Verärgert sah er sich um.

„Thema?“ glaubte er sich gefragt. „Thema?“ kottierte er: „Morgenstund hat Gold im Mund.“

Die Tanne.

Durch meine dunklen Nadeln fließt

Der Atem der Natur.

Ein lächelnd junges Grün entvriecht

Im Mai den Zweigen nur.

Wohl ich so ernst und schweigsam bin.

Scheint kaum mein Stamm lebendig.

Doch weht das Laub perweilt dabtu.

Bin ich allein beständig.

Und meine Seele wacht und sinnt.

Wenn lahl der Wald und leer.

Ich lebe, wenn der Frost beginnt.

Der Wald — er fühlt nichts mehr.

Gotte Liebemann.

Welche Völker sind am klügsten? Intelligenzprüfungen sind ja heute an der Tagesordnung und werden in den Schulen aller Länder mehr oder weniger systematisch durchgeführt. Auch bei der Berufswahl spielen diese Prüfungen eine große Rolle. Aber auf den kühnen Gedanken, durch solche Intelligenzproben die Klugheit der einzelnen Völker und Rassen festzustellen, sind erst die Amerikaner gekommen, und sie haben es sich dabei ziemlich bequem gemacht. Da das amerikanische Volk sich aus fast sämtlichen Rassen der Erde zusammensetzt, so glaubte man bei diesen Untersuchungen sich auf die Bevölkerung der Vereinigten Staaten beschränken zu dürfen, und da man nicht alle Amerikaner prüfen konnte, so hat man wenigstens die Soldaten einer Intelligenzprobe unterworfen, die während des Weltkrieges eingezogen wurden. Die Ergebnisse dieser Arbeit werden jetzt in einem dicken Bande zusammengefaßt, der von dem Professor der Psychologie an der Princeton-Universität Karl Brigham im Auftrag der nationalen Akademie der Wissenschaften herausgegeben worden ist. Es wurden 116 000 Soldaten untersucht, darunter 81 000 geborene Amerikaner, 12 000 Eingewanderte, die im Ausland geboren wurden, und 23 000 amerikanische Negier. Die Rassenzugehörigkeit dieses Menschenmaterials wurde auf 18 verschiedene Völker verteilt, und für die Intelligenzmenae wurden 18 Grade angenommen. Natürlich muß diese summarische Form der Behandlung des Problems die größten Bedenken erwecken, die denn auch von den europäischen Psychologen in sehr unterschiedener Form geäußert worden sind. Immerhin hat es ein gewisses Interesse, zu erfahren, welche Völker nach diesen Untersuchungen am klügsten sind. Der höchste Intelligenzgrad ist mit Nr. 1 den Engländern zugeprochen worden. An zweiter Stelle steht der Schotte, dann folgt der Holländer, dann der Deutsche, und an fünfter Stelle steht der weiße Amerikaner. Es folgen dann weiter der Däne, der Kanadier, der Schwede usw. Die drei letzten Nummern werden dem Italiener dem Polen und dem amerikanischen Negier eingeräumt. Wenn auch der Amerikaner in dieser Reihenfolge der Klugheit verhältnismäßig hoch steht, so glaubt doch Brigham in der Intelligenz seines Volkes einen schlimmen Abstieg feststellen zu müssen. „Wir haben unter uns den Negier, der auf der tiefsten Stufe der Klugheit steht“, laßt er, „während ganz Europa von dieser Gefahr für die Intelligenz ziemlich frei ist. Es besteht die größte Wahrscheinlichkeit, daß die amerikanische Intelligenz immer mehr abnehmen wird, je deutlicher sich die Rassenmischung ausprägt.“

Wie gewinnt man Diamanten? Diamanten findet man in Südafrika in sog. Kaminen. Diese Kamine sind senkrecht in die Erde hineingehende Löcher, die unaufhörlich eine Ausdehnung von 300 Meter besitzen. Nach der Tiefe zu verengen sie sich und bilden schließlich eine trichterförmige Gestalt. Erfüllt sind diese Löcher mit der bekannten blauen Erde, in der sich die Diamanten eingelagert finden. Sie setzen sich manchmal bis über 1000 Meter hinein fort. Man hat in diesen Kaminen längst erfolgreiche Krater von Vulkanen vor sich. Wenn man nun die Diamanten aus der blauen Erde dieser alten Vulkanröhren gewinnen will, so bohrt man in ungefähr 3000 Meter Entfernung in den Steinboden einen leichten Schacht. Hat man diesen gegen 200 Meter tief gegraben, dann legt man von da aus einen Verbindungsgang zum Kamin an. Nun beginnt man die blaue Erde nach oben zu fördern und in 12 bis 15 Jahren ist man dann so weit, daß man die Erdmasse bis zu dieser Tiefe gewonnen hat. Nun geht man daran, den Seitenschacht um weitere 200 Meter zu vertiefen, um auch den unteren Teil der blauen Erde in dem alten Krater zu erschließen. Die gewonnene blaue Erde befördert man mit Hilfe von Feldbahnen auf ein Stück Land, wo man sie in 35 bis 45 Zentimeter Dicke ausschüttet. Hier läßt man die Erde 9 bis 12 Monate den Witterungseinflüssen ausgesetzt bleiben. Ab und zu ist ein Dampfhauch tätig, um die aufgeschüttete Erdschicht zu wenden. Da die Diamantfelder Südafrikas in einem regenarmen Gebiet liegen, so muß man die aufgeschütteten Erdmassen von Zeit zu Zeit anfeuchten. Nachdem man sie auf diese Weise mürbe gemacht hat, befördert man die Masse nach den Waschmaschinen. Sie bestehen aus Pfannen mit in der Regel 2 Meter Durchmesser. In der Mitte befindet sich ein horizontal sich bewegendes Rad mit Speichen, die aus dreitantigen Messern bestehen. Man erhält auf diese Weise einen dünnflüssigen Brei, der bis zu 99 Prozent wasserhaltig sein kann. Nur 1 Prozent der Masse, die auch die Diamanten enthält, kommt in den Vakuatorapparat. Hier scheidet man noch einen Teil der Masse aus und erhält auf diese Weise eine Rohmasse, die reich ist an Edelsteinen. Diese Rohmasse bringt man durch Transportbänder auf eine schiefe Ebene, die die mit Fett beschmiert ist. Nun besitzen die Diamanten die Eigenschaft, an diesem Fett kleben zu bleiben. Ein Wasserstrom brinat die übrige Masse weg und die Diamanten bleiben kleben, und diese werden dann mit Hilfe von heißem Wasser vom Fett und anderen Unreinigkeiten befreit. Nun tritt die Sortierung der Diamanten ein, die von Fachleuten mit der Hand ausgeführt wird. Es ist interessant zu hören, welche Mengen blaue Erde verarbeitet werden muß. Aus 150 000 Tonnen, das sind 300 Züge mit je 50 Wagen, gewinnt man 30 Liter Endmaterial, welches Diamanten enthält. Nicht

alle auf diese Weise gewonnenen rohen Diamanten lassen sich zu Schmuckstücken verwenden. Ein Teil der gewonnenen Diamanten setzt Flecke, Abdrücke und andere Unreinheiten, die man zwar durch Schleifen wegbringen könnte, aber es würde dann ein großer Teil des Steines geopfert werden müssen. Deshalb gewinnt man solche unreinen Steine zur Verwendung in der Technik. Sie dienen als Stahleriat beim Bohren und Schleifen von harten Stoffen. Wenn man feine Metalldrähte für Glühlampen ausziehen will, dann geschieht es mit Hilfe von solchen unreinen Diamanten, in welche man ein feines Loch bohrt. Auch die Glaserdiamanten sind minderwertige Steine, und zum Gravieren, Bohren von harten Gesteinsarten geben sie ebenfalls an. Die in der Technik verwendeten Diamanten müssen sich durch Härte und Zähigkeit auszeichnen, während die Steine, welche die Schmirgelindustrie verarbeitet, unbedingte Reinheit aufweisen müssen.

Hygiene und Heilkunde

Neuartige Krebsbekämpfung. Das Krebsproblem kommt nicht zur Ruhe. Kaum ein Monat vergeht, ohne daß neue Entdeckungen über Entstehung oder Bekämpfung des Krebses bekannt werden. Eine sehr originelle, abseits von den üblichen Theorien liegende Anschauung über das Wesen des Krebses vertritt der französische Forscher Georges Lakhovskij, der annimmt, daß sämtliche Lebewesen und deren Zellen Eigenschwingungen vollführen und dabei elektrische Wellen erzeugen, die zu den kleinsten der uns bekannten Radiostrahlen gehören. Die elektrischen Strahlungen seien ein Abwehrmittel der Zellen im Kampf gegen Bakterien, deshalb müßten die Körperzellen in ihrer Abwehr dadurch gestärkt werden, daß man ihnen Strahlungsenergie jener Wellenlänge zuleitet, die sie selber ausstrahlen. Lakhovskij konstruierte einen Radiosenbeapparat, der elektrische Wellen von einer Länge unter 2 Meter hervorzubringen vermochte, und behandelte mit diesen Strahlen mit Krebs behaftete Pflanzen, die ja schon oft zum Ausgangspunkt wissenschaftlicher Versuche auf dem Gebiet der Krebsforschung gemacht worden sind. Der Erfolg war überraschend groß, die Geschwüre starben überall ab. Nach den neuesten Meldungen soll Lakhovskij seine Behandlungsmethode auch mit Erfolge bei Tieren und Menschen angewandt haben. Dr. G. F.

Behandlung des Alters-Stars ohne Operation. Bisher bestand die einzige Möglichkeit einer erfolgreichen Behandlung des Alters-Stars bekanntlich nur in dem Herausschneiden eines Stückes der Regenbogenhaut. Alle Versuche, dieser schweren Erkrankung ohne Operation beizukommen, hatten nur negative Ergebnisse gezeitigt. Jetzt scheint es dem Augenarzt Professor Meyer-Steinerg in Jena gelungen zu sein, eine Methode auszuarbeiten, die eine unblutige Behandlung des Alters-Stars ermöglicht. Die Behandlung besteht in Einspritzungen unter die Bindehaut des Auges mit einer Flüssigkeit, die nach einem besonderen Verfahren aus Tierlinsen gewonnen wird und der Jodsalze beigemengt werden. Professor Meyer-Steinerg hat diese Methode bei langjährigen Versuchen in über tausend Fällen angewandt und bei der Hälfte seiner Patienten starke Besserung, bei einem weiteren Viertel Stillstand des Leidens erzielt. Je eher der Alters-Star zur Behandlung kam, um so besser waren die Aussichten auf dauernde Besserung. Dr. G. F.

Ist Linkshändigkeit ein Zeichen von Minderwertigkeit? Diese Auffassung wird noch heute vielfach vertreten. Sie ist aber nach den Forschungen des bekannten Physiologen A. Bethe zweifellos unrichtig. Nur ein Teil der Menschen ist von Geburt an rechtshändig oder linkshändig. Erstere sind letzteren gegenüber, durchaus nicht in der Überzahl. Aus den gleichhändig veranlagten Kindern macht aber die Erziehung durchweg und sehr zeitig, aus dem linkshändig veranlagten bei wenigstens 75 Prozent und erst später Rechtshänder. Daraus ergibt sich dann das Überwiegen der Rechtshänder hernach von selbst. Die Erziehung sollte jedenfalls etwas Besseres tun, nämlich gleichen Gebrauch beider Hände entwickeln. Es folgt aus Bethe's Untersuchungen ohne weiteres, daß diese Aufgabe nicht schwer sein kann.

Rückgang der Weltleiden. Die beiden letzten Monatsberichte des Hygiene-Ausschusses des Völkerbundes, die die Zeit vom 15. Juni bis 15. August umfassen, ergeben im allgemeinen ein optimistisches Bild. Die Welt zeigt eine kleine Steigerung an Malaria, ist aber auch dort in der Abnahme begriffen; sie ist in Indien und Java viel geringer als im Vorjahre. Auch die Cholera hat in Indien niedrige Zahlen und trat sonst nirgends auf. Malariafieber ist am häufigsten in Polen, in Marokko und Tunis, aber auch in diesen Ländern nicht erheblich. Die Bakterienepidemie in England und den Vereinigten Staaten weist bedeutende Rückgänge auf. Die Abnahme an Tuberkulose war am stärksten in Deutschland, während die nördlichen Länder eine kleine Zunahme erkennen lassen. Die Malaria zeigt in Rußland dieselbe Höhe wie im Vorjahr; der Storbud ist in Rußland erheblich seltener geworden als in den beiden Vorjahren, dagegen hat das Trachom, das in den übrigen Ländern eine geringe Rolle spielt, in Rußland eine starke Verbreitung.